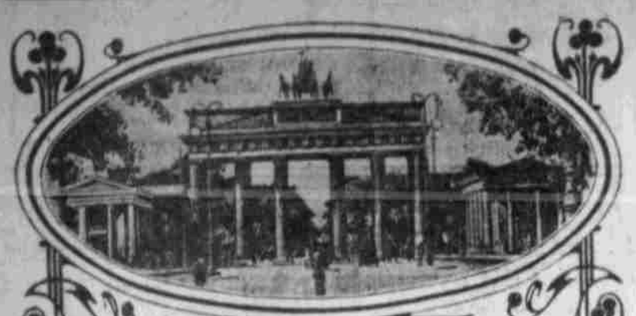

Berliner Plauderei

Von **August Spanuth.**

Vollmöller's „Mirakel" in Reinhardt's Inscenirung in Cirkus Busch. — Anderes.

Natürlich war „tout Berlin" da, der Kronprinz und die Kronprinzessin nebst einer ganz außerordentlich pikanten Begleiterin — der Seine Kaiserliche Hoheit mit größtem Eifer den Inhalt des Wunders zu erklärn schien —, sowie sonstige Prinzen und das übliche Gefolge in einer improvisirten, nicht besonders komfortablen Hofloge; ferner die erste Garnitur der Berliner Kritik, sogar in doppelter Besetzung, da es sich um Dramatisches und um Musikalisches handelte, — hunderte von kostlich gekleideten „Swells", und tausende vom soliden Bürgerkamme; das alles saß da in hoher Erwartung und suchte vorläufig mit der Nase herauszufinden, wer im Kampf der Gerüche Sieger bleiben würde, der lokalgemäße angestammte Stallduft, oder die Eindringlinge, die schweren Weihrauchwolken. Es war zum Erdrücken voll, und dennoch ließ das „Management" verlauten, man habe nur viertausend Personen placiren können, weitere zweitausend Gesuchsteller hätten leider abgewiesen werden müssen. Solche Botschaft wird stets von den beati possidentes mit Genugthuung begrüßt. Einerlei, wie viel sie für ihren Sitz ausgegeben haben mögen, er kommt ihnen nun nicht mehr zu theuer vor, da so viele andere überhaupt keinen gekriegt haben. Solche menschenfreundlichen Gefühle beschleichen uns sogar, wenn wir im Begriff stehen, ein Stück zu genießen, das um die selbstlose, aufopfernde christliche Liebe herumgeschrieben worden ist.

Für die Darstellung selbst waren etwa fünfhundert Personen beiderlei Geschlechts benöthigt; Orchester, Orgel, Chöre wurden in den Dienst der Sache gestellt; wohl abgestimmte Kirchenglocken wurden fast kontinuirlich in Bewegung erhalten, und der Lichteffekte gab es eine geradezu betäubende Menge und Mannigfaltigkeit. Zuweilen erschien einem die ganze gegenüberliegende Zuschauermenge, unter dem Einfluß des an ihr vorbei streichenden, grellen, grünlichen Lichtkegels wie ein gigantisches Tapetenmuster mit lauter Köpfen statt Blumen. Da mich die szenischen Vorgänge im zweiten Akt ob ihrer übertriebenen Wildheit und zum Theil kindlichen Stilsirtheit nicht hinreichend fesselten, beobachtete ich manche solcher ganz unerhörten Licht-Nebeneffekte, und wenn ich der Goethe des zwanzigsten Jahrhunderts wäre, würde ich bei dieser Mirakel-Vorstellung gewiß sehr ergiebige Studien in Sachen der Farbenlehre gemacht haben. — Als nun aber endlich alle diese aufgeregten Menschen in den bunten Gewändern still geworden waren und verschwanden, als die Glockenbimmelei verstummte und das Licht zu einem normalen Dasein zurückkehrte, als dann auch der Beifallsjubel der entzündeten Menge verrauscht war und man in die kühle Abendluft hinaustrat, kurz, als man endlich aufwachte, da hat sich wohl mancher eingestanden, daß er trotz dieses ungeheuren Aufgebots von Mitteln und Menschen eigentlich keinen großen Abend verlebt, daß er höchstens der „thrill" einer toten Zirkus-Pantomime, aber nicht einen einzigen ergreifenden Moment erlebt habe. Hat denn eine solche „Aufmachung" überhaupt noch etwas mit Kunst zu thun? Wie zerhauen, wie zerzaust fühlte man sich, beständig auf's Brutalste hin und her geworfen zwischen zwei unvereinbaren, unbegreiflichen Gegensätzen: dem des Uebersinnlichen und dem des Grobsinnlichen.

Ich aber dachte auf dem Heimwege an jenen Abend zehn Jahre zurück, wo mir zum ersten Male dieser selbe Legendenstoff entgegengetreten war und mich so tief gerührt hatte, daß alle seitherigen Theatergenüsse die Erinnerung an jene Rührung noch nicht haben wegwischen können. Und es war noch dazu derselbe Mann gewesen, derselbe Regisseur, der damals in zartester poetischer Form das Schicksal der Nonne Beatrix „bühnenmäßig" veranschaulichte, derselbe, der nun die durch und durch innerliche Geschichte auf solch' unerhörte Weise verzöberte. Damals war es Maeterlinck's „Schwester Beatrix", die Max Reinhardt auf der Bühne seines "Kleinen Theaters" in einer geradezu himmlischen Zartheit (mit der jugendlichen Lucie Höflich) hatte erstehen lassen. Diese Aufführung sah ich, als die Reinhardt'sche Gesellschaft im selben Sommer in München gastirte. Wenn es je ein Mysterium gab, das sich für die Bühne eignete, das die Bühne über ihre künstlerische Bedeutung noch hinauszuheben vermochte, war es jene Aufführung von Schwester Beatrix gewesen. Wie konnte nur derselbe Mann, der in der Verbildlichung des Uebersinnlichen ein solch unendliches Zartgefühl bewiesen hatte, dazu die Hand bieten, alles das Schreckliche, das der entlaufenen Nonne zustößt, uns in der trassesten, übertriebensten Form miterleben zu lassen! Und daß er, Max Reinhardt, es so gewollt, daß nicht etwa der Verfasser dieses gigantischen Melodramas, Vollmöller, das Sensationelle noch übersensationell zu machen bestrebt gewesen ist, möchte ich ohne weiteres annehmen. Zudem, was bleibt bei einer Pantomime eigentlich noch vom Dichter übrig, wenn ein Regisseur vom Eigenwillen eines Reinhardt sie in Szene setzt? Daß Vollmöller ein Dichter ist, behaupten die Bewunderer seiner dramatischen Werke, und darum muß man annehmen, er würde überhaupt keine Worte gefunden haben, hätte man ihm zugemuthet, die wüsten Szenen des zweiten Aktes zu dialogisiren. Diese Szenen sind eben einfach unaussprechlich. Daß eine entlaufene Nonne ihre Wollust schwer zu büßen haben wird, damit ist jeder Zuschauer von vornherein einverstanden; daß sie ferner nicht die Geliebte des Ritters bleibt, der sie entführte, leuchtet als wahrscheinlich jedem ein; auch weitere, tiefere Stadien hält ein Jeder für möglich, wennschon nicht — um des letzten Zieles, der Rückkehr zur Mutter Maria willen — für unumgänglich nöthig. Aber das rasende Tempo, in dem Vollmöller und Reinhardt das tanzende Nönnlein von einer Hand in die andere wandern, sie als Hetze sogar den Henker bezaubern lassen, sie in echt zirkushaft plumper Weise als verschmähte Soldatenbirne vorführen — besagte Landsknechte schreiten über ihren Körper hinweg, der sich auf der Landstraße windet! — das Alles zu verdauen und dabei menschliche Theilnahme für dies Nonnenschicksal zu empfinden, das zu erwarten ist denn doch keine dichterische Spekulation. Das ist und bleibt Zirkusmache, auch wenn die aufgewendeten Mittel noch über die gebräuchlichen Zirkuskräfte hinausgehen.

Ich war nicht dabei, als Reinhardt dieses „Mirakel" zum ersten Male vor dreißigtausend verwunderten Londonern erstehen ließ, aber ich nehme an, daß dort die Vorgänge schon wegen des verfügbaren größeren Raumes so viel breiter, so viel weniger aphoristisch dargestellt wurden. So mag sich dort das Ganze doch erheblich anders angesehen haben, als in unserem Zirkus Busch. Hier tanzten z. B. die Kinder und die junge Nonne einfach in der Kirche, zwischen den unbeweglichen Gebetbänken. Reinhardt mußte eben alles auf dieser einen Szene abspielen lassen, alle Frevel, jeden Mord und Todtschlag. Worin lag also der Vortheil dieses Zirkuslokals für die Aufführung? In der Einnahme, natürlich. Die Umwandlung des Zirkus in ein gothisches Kircheninnere war übrigens ein echt Reinhardt'sches Meisterstück. Bei den kirchlichen Szenen hätte es nicht einmal des Weihrauchs bedurft, die Zuschauer hätten doch keinen Augenblick daran gezweifelt, daß sie sich wirklich in der Kirche befinden. Im Schaffen eines solchen zwingenden Milieus ist Reinhardt aller möglichen Meisterstreiche fähig. Wenn hoch oben im Dom das Sonnenlicht durch bunte gothische Kirchenfenster bricht, dann soll mal jemand ohne Illusion bleiben! Das ganze Zeremoniell war bis auf's Tüpferchen nachgeahmt; mir schien, daß alle Male beim Erklingen des Glöckleins auch manche Zuschauer betend auf die Knie fallen wollten, so suggestiv war die Darstellung. Und dann die geradezu himmlische Zuthat einer solchen lebendigen Jungfrau Maria! Die Schönheit dieser Florenzer Konditortochter Maria Carmi — jetzt die Gattin Vollmöller's — läßt sich nicht beschreiben, aber ich bin gewiß, daß kein Maler sie sehen kann ohne den heißen Wunsch, ihre Züge auf der Leinwand festzuhalten. Fürwahr, ein solches Gesichtsoval bringt nur Italien hervor! Dieses Gesicht allein ist ein Mirakel, es sehen zu können, ist eine weite Reise werth. Von ihr möchte ich die Maeterlinck'sche Schwester Beatrix dargestellt sehen; hat sie auch in dieser Pantomime ihres Gatten nur wenig zu agiren, so ist doch die Hoheit, mit der sie zum Leben kommt und dann die Dienste der unglücklichen Entlaufenen verrichtet, von ganz ungeheurem Reiz. Wer sich von dieser Jungfrau Maria nicht zur Anbetung in die Kirche zwingen lassen will, der muß die Augen schnell abwenden. Nie habe ich auf der Bühne oder im Leben ein Frauenantlitz gesehen, das in solcher Vollendung warme Schönheit mit unnahbarer Keuschheit vereinigt.

Weit wichtiger und weit anstrengender ist natürlich die Rolle der Nonne Megildis, die den ganzen Frevel, respektive den ganzen „Zirkus" anstiftet. Bei Maeterlinck, als „Schwester Beatrix", hat sie eben auch nur ein frommes und später reuiges junges Ding zu sein, sie braucht uns nicht zu zeigen, wie verworfen, wie viel verworfener als ein Mann ein junges Weib werden kann; aber bei Vollmöller-Reinhardt muß sie durch den ärgsten Koth, und sie muß die einzelnen Stationen in möglichst drastischer Weise markiren. Darin liegt immerhin eine Aufgabe, die ehrgeizige Menschendarstellerinnen reizen kann. Aber was sollen sie thun, wenn sie bei solcher Aufgabe von vornherein auf das Wesentliche, auf die Sprache verzichten müssen? Mary Dietrich, vom Reinhardt-Ensemble, — die hier die Mechtildis oder Megildis repräsentirte, ist eine Vollblut-Darstellerin. Ich habe sie schon in grundverschiedenen Rollen hier in Berlin hochschätzen gelernt, ich habe sie in Dresden (Hellerau) in Claudel's Mysterium „Verkündigung" ehrlich bewundert, aber da durfte, da mußte sie eben sprechen. Ich habe sie ferner im „Film" — nicht bewundert, aber angestaunt, kurz, sie ist ein ungemein vielseitiges, faszinirendes Bühnengeschöpf. Für die Nonne Megildis that sie, wie vorauszusehen — das Menschenmögliche; ich glaube nicht, daß Sie auf der deutschen oder irgend einer anderen Bühne eine junge Dame von solcher physischen Ausdauer und Gewandtheit finden. (Abgesehen von den Tänzen, die Mary Dietrich zwar mit unglaublicher Leichtigkeit, mit gebührender Unkörperlichkeit, aber doch mit einem Mangel an gefühltem Rhythmus ausführt, der einen wünschen läßt, sie hätte damals in Hellerau nicht bloß in der „Verkündigung" mitgewirkt, sondern zugleich einen Kursus in der Dalcroze'schen rhythmischen Methode durchgemacht.) Aber schließlich ist diese Parforcetour der Menschendarstellung doch nur eine Sportleistung. Ich erwähne das, um zu markiren, daß in diesem „Mirakel" an die eigentliche Schauspielkunst so gut wie gar keine Anforderungen gestellt werden. Es ist ein Fest des blöden Schauens und Staunens für die „hoi polloi", und wenn ich nicht mit Blindheit geschlagen bin, hat Max Reinhardt schon selbst eingesehen, daß auf diesem Zirkuswege nichts mehr zu erreichen, sondern höchstens noch das letzte künstlerische Reservat der Schauspielkunst zu verlieren ist.

Ehe er die Zirkusidee völlig aufgiebt, möchte er, begreiflicher Weise, auch noch aus Amerika heraus holen, was drin steckt. Und da Sie — trotz Belasco und anderen — nun einmal kein Inszenirungstalent wie Max Reinhardt drüben haben, wird das „Mirakel", wenn es in New York im Madison Square Garden erscheint, einen ungeheuren Zulauf haben. Auf Wochen, vielleicht auf Monate. Aber ich wette — Sie sehen, ich bin noch immer ein richtiger Amerikaner! — zehn gegen eins, daß ein Jahr nach der ersten amerikanischen Aufführung dieses „Mirakels" kein ernsthafter Freund des Theaters bei Ihnen behaupten wird, diese Monsterdarstellung habe der dramatischen Kunst Heil gebracht. Ich möchte sogar der Vermuthung Raum geben, daß Reinhardt selbst hinfort sich von diesen Zirkus-Aufführungen zurückziehen wird.

Es wäre ungerecht, nicht zu erwähnen, daß er in Einzelheiten wieder seine ragende Meisterschaft im Hervorr von Sensationen bekundete. S bei seinem Zirkus-Oedipus hatten wir es mit kalten Fieberschauern erlebt, daß eine vielhundertköpfige Menge in eine spontane, langsame, in's Ungeheuerliche anwachsende Erregung geräth. Dieses überwältigende Mittel wandte Reinhardt diesesmal im ersten Akt an. Von nah und fern streben alle, die mühselig und beladen sind, zur Klosterkirche, Leute, die alle Sorten von Gebrechen durch die wunderthätige Jungfrau Maria heilen lassen möchten. Rührend ist solch ein Bild, wenn sie alle hereinwanken oder kriechen. Aber die Sache wurde wieder überthan durch die Unzahl von Knarren, die ertönten. Man weiß, die Aussätzigen mußten sich im Mittelalter durch laute Knarren bemerkbar machen, damit jeder ihnen ausweichen konnte. Aber hier ließ Reinhardt mindestens jeden dritten Mann mit der Knarre antreten, damit nur ja die Aufmerksamkeit genügend auf ihn gezogen werde. Und dann standen oder kauerten diese Aussätzigen so dicht zusammen mit den anderen Krüppeln, daß die Ansteckungsgefahr geradezu bedrohlich erschien. Alles das war aber vergessen, als das Gebetmurmeln der Kranken begann, wie wenn von fern das gleichmäßige Anschlagen der Meereswellen hörbar wird. Und wie nun im Crescendo das Murmeln der Stimmen, das zuckende Erheben der Arme steigt bis zur fanatischen Extase, wie der Champion unter den Gichtbrüchigen sich höher und höher reckt und schließlich mit einem unirdischen Schrei der Menge kündet, daß er durch die Gnade Marias erlöst und wieder Herr seiner Gliedmaßen geworden ist; das war allerdings wieder eine Virtuosenthat Reinhardt's, die ihm niemand in Amerika, niemand in Frankreich und England nachmacht. In solchen Dingen ist er einfach suprem! Aber, ich hoffe, er fühlt es selbst: das ist schließlich doch nur ein ziemlich untergeordnetes Mittel zur Kunst, und jene „Gespenster"-Vorstellung, mit der er vor sieben Jahren die Kammerspiele erstürmte, wog zehntausendmal schwerer auf der Kunstwage.

* * *

Eigentlich hätte ich heute auch die Verpflichtung, Ihnen von der Eröffnung der Großen Kunstausstellung zu erzählen; aber so lange, bis ich damit einigermaßen fertig wäre, würden Sie mir doch nicht zuhören. Verschieben wir's auf's nächste Mal. Für heute genüge die Bemerkung, daß die heurige Ausstellung doch den Eindruck macht, als wolle man vorwärts, als suche man nach ersprießlicher Anordnung, versuche auch, sich bei der Auswahl von allzu ängstlichem Zwang zu emanzipiren. Das ist doch immerhin etwas; daß trotzdem eine Unmasse von Mittelgut angenommen und aufgehängt werden mußte, war freilich nach den Maximen dieser Ausstellung nicht zu vermeiden. —

Ein Anderes aber muß ich heute noch schnell erwähnen: Professor Roethe, der offizielle Nachfolger Erich Schmidt's an der hiesigen Universität, hat den Muth gehabt, die anwesenden Studentinnen aufzufordern, seine nächste Vorlesung nicht zu besuchen, weil er über sexuelle Verhältnisse deutscher Dichter zu reden habe. Die Vorstellung, daß weibliche Studenten einer Hochschule nicht dasselbe Recht, nicht dieselbe Pflicht haben sollen, über die geschlechtlichen Verhältnisse unserer Dichter-Heroen genau dasselbe zu erfahren, was den männlichen Studenten mitgetheilt werden muß, ist so ungeheuerlich, daß man sich fragen muß, wie Derartiges in der „Stadt der Intelligenz" geschehen konnte. Allerdings braucht man sich noch nicht darüber aufzuregen, daß unter den vielen Professoren der Universität auch ein solcher Kauz vorkommt. Aber das Unheimliche an der Sache ist die zum Theil heimliche, zu einem gewissen Theil aber doch nicht verborgen gebliebene Sympathie des Kultusministers mit dem Gustav Roethe'schen Standpunkt. Der alte Stadt war in seiner unverrückbaren Konservativität ein Charakter und, was man auch gegen ihn einwenden mochte, ein ganzer Kerl. Sein Nachfolger Trott zu Solz macht, wenn man ihn reden hört, einen ganz anderen Eindruck, ich möchte sagen, einen so viel geschmeidigeren. Ich muß, wenn ich ihn sehe und höre, stets unwillkürlich an eine Wetterfahne denken. Aber eine zuverlässige Wetterfahne, die unweigerlich zeigt, woher der Wind von oben weht.

Mirakel-Aufführung im Zirkus Busch: Frau Carmi-Vollmöller als Madonna.

Der Nährwerth der Austern. Der weitverbreitete Glaube, daß Austern eine besonders nahrhafte Speise wären, ist von der Wissenschaft als irrig nachgewiesen worden. Die Auster, als Nahrungsmittel genossen, kann die Ansprüche des menschlichen Körpers keineswegs befriedigen. Die — ungekochte — Auster ist zwar sehr leicht verdaulich, auch bekömmlich, und wird selbst von einem schwachen Magen gut vertragen, es kann aber unbedingt nicht behauptet werden, daß sie solche Nährstoffe enthalte, wie sie in den Bohnen, dem Reis und — wenn auch in geringerer Menge — in den Kartoffeln vorhanden sind. Die Auster enthält, wenn überhaupt etwas, so doch nur ungemein wenig fett- oder muskelbildende Stoffe. In ihr findet sich zwar nicht wenig Stickstoff, und da sie daneben auch reich an Phosphaten ist, wird sie gewöhnlich für eine gute Gehirnnahrung angesehen; wer sich aber ausschließlich auf eine Austernkost beschränkte, der würde bald wahrnehmen, daß er an Fett verliert und auch an Körperkraft und Lebensfrische des Organismus sehr fühlbar einbüßt.

So'ne Rohheit.

„Dieser Herr Redakteur ist ein ganz brutaler Geselle."

„Wieso denn?"

„Vorige Woche schickte ich ihm zwei Gedichte und schrieb ihm, es seien meine ersten Geisteskinder. Jetzt hat er mir sie zurückgeschickt."

„Nun, das ist doch nicht so schlimm!"

„Nein, aber er hat darunter geschrieben: Unsere Zeitung ist kein Waisenhaus."

Ein Druckfehler.

„Während des ganzen Essens hast du mich nicht ein einziges Mal angeschaut, Ethel, und dabei habe ich dir fortwährend auf den Fuß getreten."

„Mir?! Das muß ein Irrthum sein, Georg. Jetzt versteh ich, weshalb Mama dem Herrn, der neben dir saß, so liebevoll zugelächelt hat."

WIENER BRIEF

Von **Ferdinand Scherber.**

Des Kaisers Gesundheit. — Fejervary's Tod. — Einer der letzten von den alten Freunden Franz Joseph's. — Erinnerungen an Eduard Sueß.

Wir haben von einer eigenthümlichen Unruhe durchzitterte Tage durchlebt. Als die ersten Bulletins über eine Erkrankung unseres Kaisers hinausflatterten, nahm man natürlich an, daß das Uebel weit schwerer sei, als darin schwarz auf weiß angegeben. Man sagt sich ja bei solchen Anlässen, daß Nachrichten aus der höchsten Höhe des Staates lange Zeit brauchen, ehe sie herab ins Weite dringen. Und daß die Umgebung des Monarchen in den unruhigen Zeiten doppelt vorsichtig sein wird, die Unruhe durch einen etwa verfrühten Alarmruf wieder zu einer Krise aufzuwühlen. Die Nervosität, mit der die Börse gleich nach dem Sammtwerden der Bulletins auf die in eingeweihten Kreisen bereits bekannte Neuigkeit reagirte, könnte allerdings als ein Beweis der guten Begründung dieser Vorsicht gelten. Es ist interessant zu beobachten, wie den Menschen bei weithin klingenden Begebenheiten eine deutlich sichtbare Besangenheit vor der ungewissen Zukunft überfällt, wie ihn da bei aller praktischen Tüchtigkeit die Logik flieht und ganz der Herrschaft seiner Empfindungen überläßt. Man fürchtet die nächsten Stunden, wenn man bemerkt, daß die Straße des Lebens auf einmal eine Biegung macht und nicht geradeaus verläuft. Schalten wir alle eigenartige Logik des Herzens aus, die Beliebtheit, der sich der vom besten Willen beseelte greise Monarch erfreut, so liegt — wenn man sich den Fall denken mag, daß auf den Spätabend des Lebens die Nacht hereinbrechen wird — in dem grotesk-klingenden Rufe: „Le roi est mort! Vive le roi!" eine rauhe, aber doch eine Wahrheit verborgen. Es giebt ja nicht blos ein Fideikommiß des Vermögens, sondern auch eine Art Fideikommiß der Thatsachen, das wie jenes jeden Nachfolger hält. Innerhalb 48 Stunden kann schließlich weder die äußere noch die innere Politik in einem der alten Kulturstaaten eine durchgreifende Aenderung erfahren. Denn ein Kulturstaat mit seinem so unendlich komplizirten Mechanismus wird kaum, wenn er in einer bestimmten Richtung in Bewegung ist, in kurzer Zeit aus seiner Linie hinausgedrängt werden können. Die Form kann sich schneller ändern, das Wesen nur langsam. Gewaltsame Entschließungen sind bei keinem Regenten aus dem besonnenen, bedächtigen Hause der Habsburger zu erwarten. Und obgleich man sich das alles sagt, wird man doch bei ängstlichen Nachrichten aus dem Schlosse zu Schönbrunn selbst ängstlich, und sieht man auch allem geschäftlichen und politischen Leben noch so ferne, man erwartet doch ungeduldig die Morgen- und Abendblätter, fragt herum und sucht verläßliche Informationen. Es ist vor allem das Ungewisse, das einen zagen läßt. Und durch solche Ereignisse wird man eben an die Zukunft erinnert. Thatsächlich scheint die diesmalige Erkrankung trotz der bei solchen Anlässen immer paraten übertreibenden Gerüchte schließlich leichterer Natur und nur durch das hohe Alter des Patienten etwas bedenklich gewesen zu sein. Man plaudert sich allerdings bei den gesellschaftlichen Soupers, während etwa der schwarze Kaffee stehend eingenommen wird, zu, daß der Kaiser überhaupt an einer Sklerose laborire, die sich die und da störend geltend mache, aber wenn man dann bei irgend einem festlichen repräsentativen Anlaß Gelegenheit hat, den Monarchen näher zu sehen, wie er sich noch immer mit der gewissen strammen Energie eines alten Militärs aufzurichten vermag und sich in der Hand hat, dann glaubt man nicht recht an diese Plaudereien.

Je weiter man in den Jahren des Lebens vorwärts dringt und lange Zeiten hinter sich zurücklässt, desto stiller und einsamer wird es um einen. In die Umgebung des Kaisers hat der Tod nicht wenig Lücken gerissen. Kürzlich ist Feldzeugmeister Fejervary gestorben. Der letzte österreichische Ritter des Maria Theresiaordens, der bekanntlich nur für hervorragende und entscheidende Erfolge auf dem blutigen Schlachtfelde verliehen wird. Lange Friedenszeiten lassen die Auszeichnungen des Krieges unmöglich werden. Ein General vom alten Schrot und Korn wird mit Fejervary zu Grabe getragen. Einer, der noch Kanonendonner gehört hat, nicht blos Manöverlärm, und wenn nach Schiller nur im Felde der Mann noch etwas werth ist, so hatte Fejervary sich wirklich diesen Werth erworben. Wir haben jetzt schon so viele Parkett-Generale, Friedens-Heerführer und Salon-Radetzkys, daß man sich ordentlich freut, in das herrische martialische Gesicht eines Haudegens zu sehen, nachdem einem so oft die durch Ehrgeiz vergrämten Mienen der modernen Offiziere, die den eigenthümlichen weichen Strebeblick des Beamten erworben, begegnet ist. Fejervary war Ungar und die spezifisch magyarisch-nationale Landwehrtruppe, die Honvéd, dankt ihm viel, wenn nicht das meiste. Gleichwohl stand ihm sein allerhöchster Kriegsherr, die Macht des gemeinsamen Reiches über Alles. Für die nimmermüden separatistischen Wünsche gewisser ungarischer Politiker hatte er wenig Sinn. Als einst die Gründung einer Honvéd-Artillerie gewünscht wurde, sagte er: „Meine Herren, schließlich ist es ja egal, ob eine Kanone österreichisch oder ungarisch ist, wenn sie nur trifft." Dieser Militär hatte nämlich eine Zeit lang auch große Politik in Ungarn zu machen. Der Ruf seines Herrn rief ihn auf diesen Posten und er bezog ihn auch wirklich wie einen Posten. Während der Zeit seiner Ministerpräsidentschaft ging es ziemlich militärisch her. Das widerstrebende ungarische Parlament wurde mit soldatischer Gewalt auseinander getrieben und das kurze Kommando trat an die Stelle langer Berathungen und Beschlüsse. Bald nachher vertauschte Fejervary die Leitung der ungarischen Trabantengarde mit der Leitung des ungarischen Ministeriums. Mit dem greisen Monarchen, der ja vor allem Soldat ist, verbanden den greisen Soldaten herzliche Beziehungen. Es wird ein fast rührender Ausspruch des Kaisers kolportirt, als ihm von dem hoffnungslosen Zustande Fejervarys Mittheilung gemacht wurde. „Das war einer der wenigen Männer, die mich wirklich geliebt haben". Einer der wenigen —! wie leise und wie klein muß doch das Gefühl um die Mächtigen der Erde sein, inmitten all' der lauten, oft aufdringlichen und großen Huldigungen, die um die Gewaltigen aufsteigen.

In dieser Zeit der jugendlichen, lebenskräftigen Greise, die das Dasein mit zäher Energie umklammern, ist man beinahe bestürzt, wenn man das Sterben eines von ihnen erfährt, da er rüstig weit ins Patriarchenalter hineinschreitet. Eine Weile bleibt dann das Leben um uns stille stehen und die Gedanken eilen auf verflossene Jahre zurück und rücken langsam wieder bis in die Gegenwart. Wir übersehen plötzlich nicht nur ein Leben, sondern das Werden einer ganzen Stadt, ja eines Reiches. Als man kürzlich hörte, unser berühmter Geologe Eduard Süß sei im hohen Alter verschieden, dachte man seiner entscheidenden Verdienste um die erste Wiener Wasserleitung, die sogenannte Kaiser Franz Josef Hochquellleitung und die Regulirung des Donaustromes. Und sogleich taucht das alte Wien vor unseren Augen wieder auf, wir sehen die alljährlich wiederkehrenden großen Ueberschwemmungen, die einen Theil Wiens zur Lagunenstadt machen, wir sehen die Bändigung des großen Stromes, der immer etwas von dem stürmischen wechselvollen Charakter des Gebirgsflusses hat, wir sehen die durch ihr Alter würdigen, sonst wenig würdigen Ziehbrunnen in Thätigkeit, die die Häuser mit dem zumeist wenig bekömmlichen Quellwasser des Wiener Beckens versorgen. Süß' Idee, das Wasser aus dem Gebiete des Schneebergs, der Umgebung des Semmering, aus den dortigen reinen und frischen Gebirgsquellen zu gewinnen und in einer 90 Kilometer langen gemauerten Leitung der großen Stadt zuzuführen, mag seinerzeit nicht wenig abenteuerlich erschienen sein. Man weiß, mit welchen Schwierigkeiten nicht blos technischer Natur sondern vor allem der Immerbedächtigen, Nie frisch Denkenden, der Stetserwägenden und Niewagenden das Werk durchgesetzt wurde und erst vor nicht allzu langer Zeit in der zweiten Kaiser Franz Josef Hochquellleitung, die uns das Wasser aus dem Gebiete des Oetscher bringt, eine erwünschte Nachfolgerschaft zeitigte. Das zweite Werk fand die Bahn für die Idee schon frei, nachdem das erste die passiven Hindernisse — bekanntlich die zähesten, die es giebt — überwunden hatte. Süß war auch Politiker und gehörte zur deutsch-liberalen, sogenannten Verfassungspartei, von der fast nichts mehr als der Name existirt. Ueberblickt man seine politische Thätigkeit, so sieht man das neue Oesterreich werden, nach dem tragischen Schicksalsschlage des Jahres 1866. Wir denken seiner Stellungnahme zum Berliner Vertrage, wobei Süß einen besseren staatsmännischen Blick bewies, als seine Parteigenossen mit dem berühmten Politiker Eduard Herbst an der Spitze. Süß war das einzige Mitglied der deutsch-liberalen Partei, der der bedingungslosen Annahme des Vertrages durch das österreichische Parlament das Wort redete und für sie stimmte. Diese abwehrende Stellung der deutschen freiheitlichen Partei gegenüber einem so wichtigen für die Neugestaltung Oesterreichs grundlegenden Ereignisse hatte zur Folge, daß die Krone von den Deutschen in Oesterreich abrückte, den Grafen Taaffe mit der Kabinettsbildung betraute, der der slavisch-klerikalen Richtung in der inneren Politik das Thor öffnete. Unsere inneren Verwirrungen und Erschütterungen datiren von diesem Zeitpunkte her, insofern, als schon nach Andrassy das Reich auf den Dualismus des deutschen und magyarischen Elementes aufgebaut war und das Zurückdrängen des Deutschen die Grundlagen des Gebäudes verschob, ohne mit anderen Mitteln das Gleichgewicht herstellen zu können; so daß wir in einem ständigen labilen politischen Zustande leben, mit „Majoritäten von Fall zu Fall" „fortwursteln" — zwei Ausdrücke aus der staatsmännischen Garküche des Grafen Taaffe. Natürlich ist Labilität nicht erwünscht, so Stabilität sein sollte. Eduard Süß hat die Wichtigkeit des Momentes für die Deutschen in Oesterreich damals jedenfalls besser erkannt, als seine Parteifreunde, unter denen sich doch zu jener Zeit die führenden Geister Oesterreichs befanden.

Wenn uns der Tod großer Männer in hohem Alter so einen Blick in die Vergangenheit machen lehrt, so erscheinen uns die gegenwärtigen Menschen und Verhältnisse entgegen den optischen Gesetzen, die das Nahe groß, das Entfernte klein erscheinen lassen, alle ziemlich verkümmert. Ich glaube es sind Zeiten, die großer Ereignisse und großer Männer bedürfen und es ist der ganze Jammer der Gegenwart, daß sie nach beiden begehrt und keines erreichen kann. Wir schleichen uns alle um die Lösung bedeutender Fragen herum und diese Fragen verlangen doch nach einer Antwort. So wachsen sie ins Riesengroße, setzen immer neue Köpfe an — und mit jedem Tage wird uns die Befreiung von unseren Sorgen schwerer. Kaum sichtbare Fäden der Gedanken spinnen sich auf diese Weise von den Gräbern großer Männer in die Gegenwart hinein. Und wenn man vom Friedhof heraustritt in den rauschenden Alltag der Großstadt kommt, erscheint es wie das gewaltige Aufwogen des Meeres, das ebenfalls kein Mensch in Bahnen zu lenken vermag. Es giebt Momente, in denen die Größe des Lebens mit Besorgnis erfüllt. . . . .

Die Spitznamen der Londoner Zeitungen.

Der Ausländer, der nach London kommt, ist anfangs nicht wenig erstaunt, wenn er im Gespräche mit Engländern hört, daß „Mrs. Gamp" das und das geschrieben oder daß der „Donnerer" so und so zu einer Frage Stellung genommen habe. Fragt er dann, wer diese „Mrs. Gamp" oder wer der „Donnerer" sei, die im öffentlichen Leben eine solche Rolle spielten, so wird ihm die überraschende Antwort, daß „Mrs. Gamp" kein anderer als der — „Standard", das große konservative Organ, sei, und der „Donnerer" entpuppt sich als die — „Times". Es ist nämlich eine Londoner Eigenthümlichkeit, die großen englischen Tageszeitungen nur bei Spitznamen zu nennen, und im populären Gebrauch tritt der offizielle Titel fast ganz zurück. Diese Spitznamen sind durchweg für die Art und die Stellung der Blätter höchst charakteristisch, und einige von ihnen haben sogar eine historische Vergangenheit. Daß der „Standard" vom Volksmunde „Mrs. Gamp" getauft wurde, das hat er seiner Gepflogenheit zu verdanken, ebenso wie die Dickens'sche Romanheldin stets im stolzen Brustton der Ueberzeugung seine Unabhängigkeit zu betonen. Die „Morning Post" ist allgemein unter dem Namen „Freund James" bekannt. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß die „Morning Post" das englische Hof- und Gesellschaftsorgan ist. Heißt doch der englische Hof in der diplomatischen Sprache kurz der „Hof von St. James" nach der allen früheren englischen Königsresidenz, dem St. James Palast, der die englischen Monarchen in seinen Mauern beherbergte. Kürzlich erst gelangte der St. James Palast zu internationalem Ruhm durch die Balkan-Konferenz und die Friedensverhandlungen, die in seinen Räumen gepflogen wurden.

Die „Times" führen, wie schon oben erwähnt, den erschreckenden Namen „Der Donnerer". Dieser Spitzname kam auf folgende, höchst originelle Weise zu Stande: Im Jahre 1830 promenirten an einem schönen Tage im Parke von Kew unweit London, wo heute der Botanische Garten sich erstreckt, zwei Damen, als plötzlich ein Reiter vorbeigaloppirte. Von dem kräftig ausgreifenden Pferde wurden die Damen über und über mit Koth bespritzt, und sie gerieten um so mehr in Harnisch, als der Reiter es nicht für der Mühe werth hielt, sein Pferd zu zügeln und bei den Damen sich zu entschuldigen. Am folgenden Tage nahmen die „Times" Gelegenheit, den unhöflichen Gentleman, in dem sie den Herzog von Cumberland vermutheten, gehörig den Text zu lesen. Der Herzog schickte der Zeitung sofort eine Berichtigung, die die „Times" wohl abdruckten, gleichzeitig aber mit der unglücklichen Phrase kommentirten: „Wir donnern gegen die Ungezogenheit der jungen Herren von heute". Seit diesem Tage hatten die „Times" ihren Spitznamen der „Donnerer" weg, den sie seither nicht mehr los wurden.

Volksbräuche der Tschuktschen in Sibirien. Das ewige Umherschweifen der sibirischen Nomadenvölker bringt es mit sich, daß der Tod für Kranke und Schwache eine Erlösung ist. Der Rennthierschlitten ist kein Krankenstuhl, und der fast täglich wechselnde Standort verbietet eine sorgsame Pflege Kranker von selbst. In solchen Fällen berathen dann Schamane und Familienoberhaupt. Und in dunkler Nacht, unter Anrufung der Geister, beim leisen Anschlag der Gebetstrommel wird dem Kranken die schmale Lederschnur um den Hals gelegt. Die erwachsenen Familienmitglieder ziehen zu und warten, bis der Tod gekommen ist. Dann legen sie sich gleichmüthig neben der Leiche zum Schlummer nieder. Am kommenden Abend aber stimmen die Frauen die Todtenklage an. Die Leiche wird auf einen Schlitten gelegt und auf einen Hügel gebracht, wo sie, völlig entkleidet, den wilden Thieren zur Beute überlassen wird. Den Schlitten aber zerschlägt man, und die beiden Rennthiere, die vorgespannt gewesen waren, tödtet man. Ihr Fleisch legt man auf den todten Genossen, dem der Sohn ein Messer, eine Pfeife und einen Trinkbecher läßt. Schweigend, wie er kam, entfernt sich der Zug der Hinterbliebenen, und das Leben geht seinen Gang weiter. Ein jeder weiß, daß einst auch ihn das gleiche Loos trifft.

Die liebe Familie.

„Was thun denn Ihre Kinder für Sie, in dieser Ihrer Leidenszeit? Thun sie überhaupt etwas für Sie?"

„O ja; sie bezahlen die Prämie für meine Lebensversicherung."

Sie kennt ihn.

„Herr Snyder ist zum Lunch gegangen", erklärte die Sekretärin.

„Wird er lange ausbleiben?"

„Nein — seine Frau ist mit ihm gegangen."